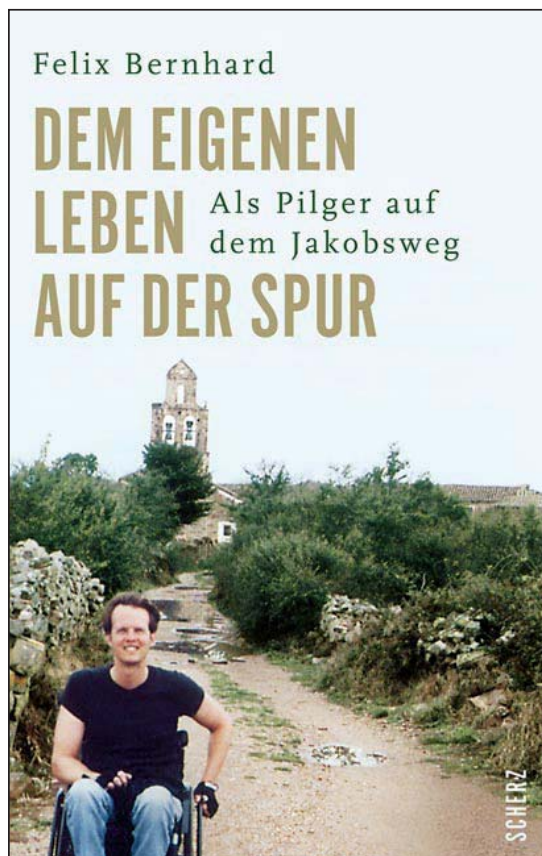


Unverkäufliche Leseprobe des Scherz Verlages
Felix Bernhard
Dem eigenen Leben auf der Spur
Als Pilger auf dem Jakobsweg



Preis € 18,90 SFR 33,40
224 Seiten, Geb.mit SU
ISBN 978-3-502-15093-0
Scherz Verlag
Gattung: Autobiographie/Memoir

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

I VÍA DE LA PLATA

Als ich in Barcelona lande, ist es warm. Eine blendende Sonne empfängt mich, die die letzten Gedanken an die Frankfurter Pfützen, die ich gerade noch umkurven musste, vertreibt. Ich werde in einem schmalen Bord-Rollstuhl als Letzter aus dem Flugzeug hinausgetragen, wir waren insgesamt vier Rollstuhlfahrer an Bord.

Mein Anschlussflug nach Sevilla, an den eigentlichen Ausgangspunkt für meine Reise, geht erst morgen früh.

Da ich in Barcelona noch keine Übernachtungsmöglichkeit habe, spreche ich den jungen Leiter einer Reisegruppe an, die mit mir zusammen aus Frankfurt hierher geflogen ist. Holger arbeitet als Sozialpädagoge bei der Lebenshilfe Würzburg, er hat für die zehn Männer und Frauen mit geistiger und körperlicher Behinderung, die er begleitet, einen Platz in der barrierefreien Jugendherberge im Zentrum der Stadt reserviert.

Barrierefrei – eine der Wortschöpfungen, über die ich immer wieder und immer noch »stolpere«. Die meisten Menschen ahnen gar nicht, wie sehr sich die Wege, die man in einer Stadt nimmt, ändern, wenn man plötzlich nicht mehr laufen kann. Jede höhere Bordsteinkante bedeutet einen Umweg, jede Stufe vor einem Gebäude heißt, Steinchen ans Fenster werfen zu müssen oder per Handy um Hilfe zu bitten.

Der Gang durch die Stadt wird zu einer Fährtsuche ganz eigener Art: Wie lassen sich Straßenwechsel, Übergänge, Gebäudezutritte und so weiter am besten miteinander verbinden – ohne dabei auf

Hindernisse zu stoßen, die für alle anderen keine sind und nicht einmal als solche wahrgenommen werden?

Gern schließe ich mich für eine Nacht einer neuen Gruppe an. Zugleich muss ich über die Situation herzlich lachen, schließlich liegt genau das Gegenteil von einer betreuten Pauschalreise vor mir. Jessica, eine weitere Betreuerin, findet es cool, dass ich in den nächsten Wochen jeden Abend in einem anderen Bett schlafen werde. Sie fragt nur, ob mich die Einsamkeit, die mich erwartet, nicht schreckt. Aber das ist meine geringste Sorge. Gerade sie suche ich ja.

Vor mir liegen sechs Wochen Jahresurlaub am Stück und 1200 Kilometer Jakobsweg. Ich werde auf der Vía de la Plata von Sevilla nach Santiago de Compostela wandern, quer durch Spanien, einmal von Süden nach Norden. Ab morgen bin ich Pilger. Erst vor wenigen Stunden habe ich mich von meinen Frankfurter Kollegen verabschiedet.

»Heute machst du wirklich einen halben Tag frei«, hatte einer meiner Kollegen gewitzelt, als ich am Mittag das Büro verließ. Dieser Spruch war ein Ritual in unserer Abteilung gewesen, wenn einer vor 20 Uhr nach Hause ging, was selten genug der Fall war.

Der Kollege sah müde aus, nachdem er über ein halbes Jahr eine Milliarden Euro schwere Akquisition einer großen türkischen Bank begleitet hatte, die schließlich im allerletzten Moment vom Vorstand doch abgelehnt worden war. Ich war dankbar, nicht bei diesem Mammutprojekt dabei gewesen zu sein, so hatte ich mir viele Nachtschichten und eine große Enttäuschung erspart. Stattdessen hatte ich während dieser Zeit im aufregenden Moskau den Kauf einer russischen Geschäftsbank geprüft.

Nach der Pilgerreise und meiner Rückkehr nach Frankfurt werde ich nicht mehr an meinen alten Arbeitsplatz zurückkehren. Ich werde dann für eine Tochtergesellschaft des Bankhauses, bei dem ich angestellt bin, arbeiten. Meine Jahre in der Abteilung für Konzernentwicklung, dem Allerheiligsten dieser Bank, sind vorüber.

Das alles lag hinter mir, als ich bei strömendem Regen nur mit

dem nötigsten Gepäck zur Frankfurter S-Bahn eilte, um den Flug nach Barcelona noch zu erreichen.

Die junge Lufthansa-Mitarbeiterin am Check-in für »Reisende mit Mobilitätseinschränkungen« war mir inzwischen gut bekannt. Schon beim letzten Flug nach Moskau waren mir ihre schrillen, künstlichen Fingernägel aufgefallen. Zugegeben, nicht nur die – sie hatte mir schon damals ausgesprochen gut gefallen, und ich musste noch eine ganze Weile an sie denken, Moskau hin oder her. Wir flirteten, leider nur kurz, denn es parkten noch andere Passagiere hinter mir, aber ich nahm mir fest vor, sie nach meiner Rückkehr aus Spanien zu einem Drink einzuladen.

Reise ins Offene

Ich bin aufgebrochen, um zu spüren, dass ich auf eigenen Füßen stehen kann, auch wenn das nur im übertragenen und nicht mehr im physischen Sinne geht. Natürlich hat sich das Leben für mich seit meinem Unfall von Grund auf verändert, aber nicht unbedingt nur zu meinem Nachteil.

Zu dieser Erkenntnis war es allerdings ein weiter Weg, inzwischen feiere ich aber sogar immer zwei Geburtstage, einen im Sommer und einen im Winter. Im Winter wurde ich tatsächlich geboren, und im Sommer geschah das Ereignis, das mein Leben so umgekrempelt hat.

Ich plane diesen Tag nicht besonders, es rutscht mir im Gespräch manchmal heraus: »Übrigens, heute ist mein 13. Geburtstag.« Als Reaktion ernte ich dann entweder einen ungläubigen Blick, oder mein Gesprächspartner – was sehr häufig passiert – will einfach nur flüchten.

Inzwischen weiß ich, dass meine Art, mit Behinderung umzugehen, nicht in das übliche Schema passt und mein diesbezüglicher schwarzer Humor eher als destruktiv missverstanden wird. Dabei ist es ziemlich einfach: Ich will mir nur die Freude am Leben erhalten. Schließlich hatte ich die nicht immer, ich musste mir das positive Denken in jahrelangem Training mühsam erst wieder aneignen.

Doch es gibt noch einen anderen Aspekt meiner Reise. Es ist so etwas wie die Begleitmelodie meines Lebens seit diesem zweiten Geburtstag: mein Ringen mit mir selbst. Natürlich kämpfe ich längst nicht mehr blindwütig oder mit Zynismus gegen meine Situation an, ich habe gelernt, den Rollstuhl anzunehmen als Teil von mir für vielleicht den Rest meines Lebens. Aber wie kann ich trotzdem noch weiterkommen, wie kann ich eine noch größere Übereinstimmung mit mir selber finden?

Ein Pilgerweg steht für Läuterung, und ein bisschen davon verspreche ich mir von der vor mir liegenden Strecke und Zeit. Ich weiß nicht, wohin mich die Reise führen wird, vielleicht bin ich deshalb so wild entschlossen, alles, was mir begegnet wird, mit allen Poren aufzusaugen und in einem übertragenen Sinn auf mich zu nehmen. Mit Humor, aber auch mit Wut. Mit Stärke, aber auch mit Verzweiflung, möglicherweise. Vielleicht kann ich dabei gelassener werden, das würde ich mir wünschen. Davon habe ich natürlich niemandem erzählt.

An meinem ersten Morgen in Spanien werde ich gleich wieder nass. Die Wolkenfront hat zwölf Stunden länger als ich nach Barcelona gebraucht, aber ich bin entschlossen, optimistisch zu bleiben: Diesmal wird es mir gelingen, das schlechte Wetter zurückzulassen, und das gleich für viele Wochen.

Als Erstes muss ich nach dem kurzen Flug nach Sevilla zu meinem Startpunkt am Rand der Stadt kommen. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, ein Taxi zu nehmen. Zum Pilgern gehört Einfachheit und ich finde, diese fängt bei der Wahl des Verkehrsmittels an.

Der Busfahrer und ein weiterer Fahrgast ziehen mich die Stufen des engen Einstiegs hoch. Ich setze mich auf die Sitzbank, mein Rollstuhl blockiert die Hintertür und den Durchgang zu den hinteren Sitzreihen. Vor mir sitzt eine ältere Dame. Jeder neue Fahrgast schlängelt sich an uns vorbei und lächelt der Dame dabei verständnisvoll zu.

In Guillena, einem kleinen Örtchen direkt am Anfang der Vía de la Plata, steige ich aus. Die Sonne steht fast noch im Zenit, es weht ein heißer Wind. Hier will ich meine Pilgerwanderung beginnen.

Historisch gesehen ist die *Vía de la Plata* ein bedeutsamer Weg zwischen der andalusischen Hauptstadt Sevilla und dem nordspanischen Astorga. Sie zieht sich über mehr als 700 Kilometer in Nord-Süd-Richtung durch die ehemalige römische Provinz Lusitania. Wörtlich übersetzt bedeutet der Name »Silberstraße«. Diese Namensgebung ist jedoch nicht römisch. Die Phönizier im ersten vorchristlichen Jahrtausend sollen den Handelsweg für den Transport von Gold und Zinn verwendet haben, aber eben nicht von Silber. Man vermutet, dass der Weg in vorrömischer Zeit von Schäfern und Jägern benutzt wurde, um den Sommer in der kühleren kastilischen Hochebene und den Winter in der Extremadura zu verbringen.

Der Name »*Vía de la Plata*« entstand aus der maurischen Bezeichnung »Bal'latta«, was nichts anderes heißt als breiter gepflasterter Weg.

Nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Römer im 2. Jahrhundert pflasterten sie den gesamten Weg und verbreiterten ihn. Städte wie Hispalis (Sevilla), Emerita Augusta (Mérida), Helmantica (Salamanca) oder Caparra wurden gegründet. Dank dieser modernen Infrastruktur konnten die Soldaten schnell vorwärts kommen und gingen aus den Kriegen mit den Asturiern und Kantabriern siegreich hervor. Entlang des Wegs florierte der Handel, die *Vía de la Plata* war mitentscheidend für eine umfassende Romanisierung des heutigen Spanien und Portugal.

Im Jahr 711 unterwarfen die afrikanischen Mauren die Iberische Halbinsel und nutzten den breiten Transportweg. Im Laufe der Zeit wurde aus Bal'latta Plata, mit dem vorangestellten *Vía* wird auf den römischen Ursprung hingewiesen.

Die *Vía de la Plata* blieb über die Jahrhunderte eine wichtige Nord-Süd-Verbindung, bis unter König Philipp V. eine zentralistische Ausrichtung des vorhandenen Straßennetzes umgesetzt wurde. Die Bedeutung der Römerstraße nahm für viele Jahrhunderte ab. Für uns erweist sich diese Bedeutungslosigkeit als Vorteil: vieles blieb unverändert erhalten.

Heute folgt die Nationalstraße N-630 und die in direkter Nähe

neu gebaute Autobahn dem gleichen Streckenverlauf. Doch die Jakobusvereine haben dafür gesorgt, dass der Pilger den großen Straßen möglichst fern bleiben kann.

Den ersten gelben Pfeil finde ich an einer Hauswand. Wochen später werde ich Don Blas treffen, den Mann, der diese charakteristischen Markierungen entlang des Jakobswegs gemalt hat. Als ob man als Pilger nicht schon genug zu tragen hätte, nahm er auch noch Farbeimer und Pinsel mit. Aber er ist nicht nur deshalb ein großer Mann.

Ich bin auf dem richtigen Weg, und mehr noch: Ich bin auf dem Weg! Das Gefühl versetzt mich in Hochstimmung. Für diesen Moment habe ich mich in den zurückliegenden sechs Monaten fast jedes Wochenende im Hochtaunus, im Spessart oder im Odenwald die Berge hinaufgequält, ich wollte alles dafür tun, um hier topfit zu sein.

Auf einem ansteigenden, sandigen Feldweg versinken die Räder schon nach kurzer Zeit tief. Ich überlege, ob ich das Kilo Äpfel, das ich mir in Sevilla gekauft habe, wegwerfen soll. Ich könnte die Anstiege dann viel leichter bewältigen, wie ein Heißluftballon, der Ballast abwirft. Andererseits würde mich wahrscheinlich schon bald der Hunger bremsen.

Nach einer Stunde spüre ich, wie sich die erste Blase an der rechten Hand bildet. Dabei habe ich mir die Lederhandschuhe extra in einem Army-Shop besorgt; bleibt nur die Hoffnung, dass die US-Army sonst über eine bessere Ausrüstung verfügt und in ihren Shops lediglich der Ausschuss verhökert wird.

Zwei Radfahrer überholen mich. Rita und Heinz stammen – wie sollte es auch anders sein – ebenfalls aus Deutschland und wollen die *Vía de la Plata* in zwei Wochen mit ihren Tourenrädern absolvieren. Rita hat die letzten Kilometer die parallelen Reifenspuren gesehen und sich gewundert, welche Radfahrer so gleichmäßig nebeneinander herfahren können.

Die beiden bieten mir ihre Hilfe an, aber wenn mein Wanderführer nicht ganz falsch liegt, habe ich die Anhöhe fast erreicht. Lang-

sam, aber stetig komme ich voran. Wir verabschieden uns bis zu unserem gemeinsamen Etappenziel, der Herberge in Castilblanco de los Arroyos.

Schon die nächste Senke verschluckt die beiden, endlose Stille umhüllt mich. Ich höre das gleichmäßige Rauschen des Windes, der über den sandigen Boden fegt und immer etwas Staub mit sich trägt. Vereinzelt zirpen Grillen. Von dem monotonen Knirschen der Räder aufgeschreckt, fliegt ein kräftiger Vogel auf. Sein harter Flügelschlag klingt wie der Abschlag eines Fußballtorwarts. Er schwingt sich empor und verschwindet schnell in der Ferne.



Der Schatten der Mittagssonne zeigt mir die Wegrichtung – immer nach Norden

Ich fühle mich glücklich und frei, wie ein Kind, das nach einer Zeit langer Eingeschlossenheit endlich wieder draußen spielen kann und die frische Luft in der Lunge ganz neu schmeckt. Ich atme tief ein und aus und horche intensiv in die Natur hinein. Es gibt nichts, das mich ablenkt.

Ich genieße die Stille, aber ich hätte die Reise gern auch in Begleitung angetreten. Meine Freunde und Verwandten zeigten mir allerdings alle einen Vogel. Allein die Vorstellung, über 1000 Kilometer zu Fuß zurückzulegen, noch dazu in Spanien! Das sei doch schon mit dem Auto eine Tortur, meinte ein Bekannter.

Eine Freundin wäre fast mitgewandert, sie arbeitet als Bildtechnikerin fürs Fernsehen. Vielleicht könnten wir sogar eine gemeinsame Dokumentation drehen, hatten wir uns bei ein paar Probewanderungen überlegt, sie in der Rolle als Kamerafrau, Tontechnikerin und Produktionsleiterin, und ich als Hauptdarsteller und Regisseur. Leider verfügte sie als Freiberuflerin nicht über genügend Zeit und Geld. Und ein paar hundert Kilometer der Route zu überspringen, um im Film dann vorzeitig eine authentische Ankunft in Santiago de Compostela zeigen zu können, verbot sich von selbst.

Also sehe ich es positiv, dass ich allein unterwegs bin. Es gibt genügend Dinge, über die ich nachdenken will, und einige heftige Familiengeschichten, die zu verarbeiten ich mir vorgenommen habe. Vor einem halben Jahr ist mein Vater qualvoll gestorben, ich will in Ruhe versuchen, mein Verhältnis zu ihm zu klären.